



AUTOR
DES BESTSELLERS
„TIERE ESSEN“

WIE WIR UNSEREN
PLANETEN SCHON
BEIM FRÜHSTÜCK
RETTE KÖNNEN

JONATHAN
SAFRAN
FOER
WIR
SIND DAS
KLIMA!

Kiepenheuer
& Witsch

Jonathan Safran Foer

Wir sind das Klima!

Wie wir unseren Planeten schon beim Frühstück retten können

Aus dem Englischen von Stefanie Jacobs und Jan Schönherr

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Jonathan Safran Foer](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Jonathan Safran Foer

Jonathan Safran Foer gehört zu den profiliertesten amerikanischen Autoren der Gegenwart. Seine Romane »Alles ist erleuchtet«, »Extrem laut und unglaublich nah« und »Hier bin ich« wurden mehrfach ausgezeichnet und in 36 Sprachen übersetzt. Sein Sachbuch »Tiere essen« war ebenfalls ein internationaler Bestseller. Foer lebt in Brooklyn, New York.

Die Übersetzer

Stefanie Jacobs hat in Düsseldorf Literaturübersetzen für die Sprachen Englisch und Französisch studiert und Autoren wie Lauren Groff, Lisa Halliday, Grégoire Hervier, Anthony Marra und Edna O'Brien ins Deutsche gebracht. Sie lebt und arbeitet in Wuppertal.

Jan Schönherr lebt in München und hat Autoren wie Charles Bukowski, Roald Dahl und Francis Spufford übersetzt. Für seine Arbeit wurde er mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Bayerischen Kunstförderpreis in der Sparte Literatur.

Über dieses Buch

Mit seinem Bestseller »Tiere essen« hat Jonathan Safran Foer weltweit Furore gemacht: Viele seiner Leser wurden nach der Lektüre Vegetarier oder haben zumindest ihre Ernährung überdacht. Nun nimmt Foer sich des größten Themas unserer Zeit an: dem Klimawandel. Der Klimawandel ist zu abstrakt, deshalb lässt er uns kalt. Foer erinnert an die Kraft und Notwendigkeit gemeinsamen Handelns und führt dazu anschauliche Beispiele an, die uns als Ansporn dienen sollen. Wir können die Welt nicht retten, ohne einem der größten CO₂- und Methangas-Produzenten zu Leibe zu rücken, der Massentierhaltung. Foer zeigt einen Lösungsansatz auf, der niemandem viel abverlangt, aber extrem wirkungsvoll ist: tierische Produkte nur einmal täglich zur Hauptmahlzeit.

Foer nähert sich diesem wichtigen Thema auf überraschende, tief persönliche und dringende Weise. Und das Beste: Seinen Lösungsansatz können Sie gleich in die Tat umsetzen.

In »Wir sind das Klima!« erforscht Jonathan Safran Foer das zentrale globale Dilemma unserer Zeit – den Klimawandel – sehr persönlich, überzeugend und mit wachem Blick und großem Herz für die menschliche Unzulänglichkeit. Denn die Aufgabe, unseren Planeten zu retten, setzt eine grundlegende Abrechnung mit uns selbst voraus, mit unserer allzu menschlichen Abneigung, Komfort für die Zukunft zu opfern. Wir haben unseren Planeten in eine Farm für den Anbau tierischer Produkte verwandelt, und die Folgen sind katastrophal. Nur gemeinsames Handeln wird unser Zuhause und unsere Lebensweise retten. Und alles beginnt mit dem, was wir zum Frühstück und zu Mittag essen oder eben nicht essen.



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *We are the Weather. Saving the Planet begins at Breakfast*

© 2019 by Jonathan Safran Foer

All rights reserved

Aus dem Englischen von Stefanie Jacobs und Jan Schönherr

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung und -illustration: © Giovanna Ferraris, nach dem Originalumschlag von Guanda Editore

ISBN 978-3-462-32021-3

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

I Unglaublich

Das Buch der Enden

Kein Opfer

Keine gute Story

Besser Wissen vs. Besser Machen

Gehen, Glauben, Leben

Hysterisch

Auswärtsspiele

Das Wort »Faust« schreiben

Sticks

Welle

Fühlen, um zu handeln, Handeln, um zu fühlen

Wo fangen Wellen an?

Augen auf

Uns allein

Handzeichen

II Das größte Sterben verhindern

Grade des Wandels

Die erste Krise

Die erste Landwirtschaft

Unser Planet ist ein Tierhaltungsbetrieb

Unser Bevölkerungswachstum ist radikal

Unsere landwirtschaftliche Tierhaltung ist radikal

Unsere Ernährung ist radikal

Unser Klimawandel ist radikal

Welche Rolle spielen Treibhausgase?

Klimawandel ist eine Zeitbombe

Weil der Klimawandel eine Zeitbombe ist, sind nicht alle Treibhausgase gleich wichtig

Welche Rolle spielt Entwaldung?

Nicht alle Entwaldung ist gleich wichtig

Nutztierhaltung verursacht Klimawandel

Nutztierhaltung ist ein/der Hauptverursacher des Klimawandels

Die Zeitbombe lässt sich nur entschärfen, indem wir weniger Tierprodukte konsumieren

Nicht alle Maßnahmen sind gleich gut

Nicht jedes Essen ist gleich schlecht

Das größte Sterben verhindern

III Unser einziges Zuhause

Blick in die Zukunft

Zuhause ist, was man nicht wahrnimmt

Blicke auf zu Hause

Blicke auf uns selbst

Die Hypothek

Ein zweites Zuhause

Glas

Erstes Zuhause

Letztes Zuhause

IV Gespräch mit der Seele

V Mehr Leben

Begrenzte Ressourcen

Die Flut und die Arche

Das ist die Frage

Nach uns

Brief für das Leben

Anhang

14,5 Prozent/51 Prozent

Bibliografie

Danksagung

*Für Sasha und Cy,
Sadie und Theo,
Leo und Bea*

I
Unglaublich

Das Buch der Enden

Der älteste bekannte Abschiedsbrief [1] vor einem Selbstmord wurde vor etwa viertausend Jahren im alten Ägypten verfasst. Sein erster Übersetzer betitelte ihn mit »Das Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele«. Die erste Zeile [2] lautet: »Ich öffnete meinen Mund zu meiner Seele und beantwortete, was sie gesagt hatte.« Es folgt der zwischen Prosa, Dialog und Poesie oszillierende Versuch eines Menschen, seine Seele zum Selbstmord zu überreden.

Von diesem Brief erfuhr ich aus dem *Buch der Enden*, einer Sammlung von Fakten und Anekdoten, die außerdem die letzten Wünsche Virgils und Houdinis, Abgesänge auf den Dodo und den Eunuchen sowie Texte über Fossilien, den elektrischen Stuhl und das Veralten von Gebrauchsgegenständen enthielt. Obwohl ich kein sonderlich morbides Kind war, trug ich das Buch jahrelang mit mir herum.

Aus ihm erfuhr ich auch, dass ich mit jedem Atemzug Moleküle aus genau derselben Luft aufnehme, die Julius Cäsar bei seinem Tod ausgeatmet hat. Der Gedanke ließ mich erschauern: eine magische Verdichtung von Raum und Zeit, eine Brücke zwischen etwas, das mir vorkam wie ein Mythos, und meinem aus Herbstlaub und vorsintflutlichen Videospiele bestehenden Leben in Washington, D. C.

Was daraus folgte, war unglaublich: Wenn ich soeben Cäsars letzten Atemzug (»Et tu, Brute?«) in mich aufgesogen hatte, dann doch wohl auch den von Beethoven (»Im Himmel werde ich hören«) und Darwin (»Ich habe nicht die geringste Angst vor dem Sterben [3] «). Und auch die letzten Atemzüge von Franklin Delano Roosevelt, Rosa Parks und Elvis, die der Pilger und der Wampanoag beim ersten Thanksgiving, den des Autors

des ersten Abschiedsbriefs, ja sogar den meines Großvaters, den ich nicht mehr kennengelernt hatte. Als Abkömmling von Überlebenden des Holocaust malte ich mir aus, wie Hitlers letzter Atem durch drei Meter Betondecke des Führerbunkers, zehn Meter deutschen Boden und die zertrampelten Rosenbeete der Reichskanzlei aufstieg, die Westfront durchbrach, den Atlantik überquerte und vierzig Jahre später durchs Fenster meines Kinderzimmers im ersten Stock strömte, um mich aufzupusten wie einen Ballon.

Und wenn ich die *letzten* Atemzüge dieser Menschen in mich aufnahm, dann doch sicherlich auch ihre *ersten*, und alle anderen dazwischen. Jeden Atemzug von jedem Menschen, der je auf dieser Welt gelebt hat. Und auch von jedem Tier: von der Klassenzimmer-Maus, die starb, als ich sie bei uns zu Hause hatte, von den Hühnern, die meine Großmutter in Polen gerupft hatte, den letzten Atemzug der allerletzten Wandertaube. Mit jedem Einatmen sog ich alles Leben und allen Tod auf Erden in mich auf. Der Gedanke ließ mich die Geschichte quasi aus der Vogelperspektive sehen: ein riesiges Netz, aus einem Strang geflochten. Als Neil Armstrongs Stiefel auf den Mond traten und er sagte: »Ein kleiner Schritt für den Menschen ...«, setzte er durchs Polykarbonat seines Visiers in eine stumme Welt einige Moleküle frei, die Archimedes ausgeatmet hatte, als dieser »Heureka!« rufend nackt durch die Straßen des alten Syrakus gerannt war, nachdem er entdeckt hatte, dass sein Körper das Badewasser entsprechend seines eigenen Gewichts verdrängte. Seinen Stiefel ließ Armstrong [4] später übrigens auf dem Mond zurück, als Ausgleich für das Gewicht des Mondgesteins, das er mit zur Erde nahm. Als der Graupapagei Alex [5], der gelernt hatte, sich auf dem Niveau eines Fünfjährigen zu unterhalten, seine letzten Worte sprach – »Sei brav, bis morgen. Hab dich lieb« –, atmete er zugleich das Schnauben der Schlittenhunde aus, die Roald Amundsen über inzwischen geschmolzene Eispanzer gezogen hatten, und setzte die Schreie all der wilden Tiere frei,

die im Kolosseum von Gladiatoren niedergemetzelt worden waren. Dass ich in alldem einen Platz hatte – meinem Platz in alldem gar nicht entkommen konnte –, fand ich am erstaunlichsten.

Cäsars Ende war zugleich ein Anfang: An ihm wurde eine der ersten Autopsien der Geschichte durchgeführt, weshalb wir von den dreiundzwanzig Dolchstößen wissen. Die Dolche gibt es heute nicht mehr. Caesars blutgetränkte Toga gibt es nicht mehr. Das Theater des Pompeius, wo er ermordet wurde, steht nicht mehr, von der alten Metropole sind nur Ruinen übrig. Das Römische Reich [6], das sich einst über fünf Millionen Quadratkilometer erstreckte, mehr als zwanzig Prozent der Weltbevölkerung umfasste und so ewig schien wie die Erde selbst, gibt es nicht mehr.

Es ist schwer, sich ein vergänglicheres Kulturprodukt zu denken als einen Atemzug. Doch es ist unmöglich, sich ein beständigeres zu denken.

Obwohl ich mich so gut daran erinnere, gab es nie ein *Buch der Enden*. Als ich danach suchte, stieß ich stattdessen auf *Panati's Extraordinary Endings of Practically Everything and Everybody*, das herauskam, als ich zwölf war. Es enthält Houdini, die Fossilien und vieles andere, an das ich mich erinnerte, aber nicht Caesars letzten Atemzug und kein »Gespräch mit der Seele«. Davon musste ich also woanders erfahren haben. Diese Ungereimtheiten machten mir zu schaffen – nicht, weil sie an sich so wichtig waren, sondern weil meine Erinnerung daran so deutlich war.

Noch beunruhigter war ich, als ich bei der Recherche zu dem ersten Abschiedsbrief über dessen Titel nachdachte – darüber, dass er überhaupt einen trug. Dass *wir* uns falsch erinnern, ist ja schon irritierend, doch die Aussicht, dass unsere Nachkommen sich falsch *an* uns erinnern, ist zutiefst verstörend. Man weiß nicht einmal, ob der Autor des ersten Abschiedsbriefs sich tatsächlich das Leben nahm. »Ich öffnete meinen Mund zu meiner Seele«, schreibt er zu Beginn. Doch die Seele behält das letzte Wort, drängt den Menschen, er solle sich »ans Leben klammern«.

Wir wissen nicht, was der Mann darauf erwidert hat. Gut möglich, dass das »Gespräch mit der Seele« mit einer Entscheidung für das Leben endete und der Autor seinen letzten Atemzug erst später tat. Dem Tod ins Auge zu blicken, war vielleicht das beste Argument fürs Überleben. Ein Selbstmordbrief ähnelt nichts mehr als seinem Gegenteil.

Kein Opfer

Im Zweiten Weltkrieg schalteten die Menschen an der Ostküste Amerikas bei Abenddämmerung das Licht aus. Unmittelbare Gefahr [7] drohte ihnen nicht; die Verdunklung sollte nur verhindern, dass deutsche U-Boote das Hintergrundleuchten der Städte nutzten, um auslaufende Schiffe zu entdecken und zu versenken.

Im weiteren Verlauf des Kriegs verdunkelte man Städte im gesamten Land, auch weit weg von der Küste, um die Zivilisten einen Krieg spüren zu lassen, dessen Schrecken sie nicht sahen, der sich jedoch nur gemeinsam gewinnen ließ. Man musste den Menschen an der Heimatfront vermitteln, dass ihr vertrautes Leben in Gefahr war – und Dunkelheit war eine Möglichkeit, die Gefahr sichtbar zu machen. Piloten der Civil Air Patrol wurden aufgefordert, am Himmel über dem Mittleren Westen nach Feindflugzeugen Ausschau zu halten, obwohl kein deutscher Jäger so weit hätte fliegen können. Solidarität war gefragt – egal wie sinnlos, ja selbstmörderisch all das gewesen wäre, wenn man sonst nichts getan hätte.

Ohne diese Aktionen an der Heimatfront, die sowohl psychologische als auch praktische Auswirkungen hatten, ohne ganz normale Menschen, die sich für die gute Sache einsetzten, hätte man den Zweiten Weltkrieg nicht gewonnen. Während des Kriegs stieg die Produktivität um sechsendneunzig Prozent. Liberty-Frachter, die zu Kriegsbeginn acht Monate Bauzeit erforderten, waren innerhalb von Wochen fertig. Der fast sechseinhalbttausend Tonnen schwere, aus einer Viertelmillion Teilen bestehende Liberty-Frachter SS Robert E. Peary [8] wurde in viereinhalb

Tagen gebaut. 1942 produzierten Firmen, die bisher Autos, Kühlschränke, Büromöbel und Waschmaschinen hergestellt hatten, bereits Rüstungsgüter. Dessous-Fabriken [9] nähten Tarnnetze, Rechenmaschinen wurden als Pistolen wiedergeboren, Staubsaugerbeutel in Gasmasken eingesetzt. Studenten, Rentner und Frauen [10] packten mit an – viele Bundesstaaten änderten ihre Gesetze, damit auch Teenager arbeiten durften. Alltagsgüter wie Gummi, Blechdosen, Alufolie und Holz wurden zur Verwertung im Krieg gesammelt. Hollywood-Studios produzierten Wochenschauen, antifaschistische Kinostreifen und patriotische Trickfilme. Prominente warben [11] für den Kauf von Kriegsanleihen und manche – Julia Childs zum Beispiel – wurden Spione.

Der Kongress erhöhte die Steuereinnahmen durch Senkung des Freibetrages und Streichung diverser Schlupflöcher und Abzüge. 1940 hatten nur zehn Prozent der Arbeitnehmer Einkommenssteuer an den Bund bezahlt. 1944 waren es fast hundert Prozent. Der Spitzensteuersatz [12] wurde auf vierundneunzig Prozent angehoben, die dafür relevante Einkommensschwelle um das Fünfundzwanzigfache gesenkt.

Der Staat legte Preise für Nylon, Fahrräder, Schuhe, Feuerholz, Seide und Kohle fest – und die Amerikaner nahmen es hin. Benzin wurde streng [13] reguliert, und man verhängte eine landesweite Höchstgeschwindigkeit von fünfunddreißig Meilen pro Stunde, um Gummi und Treibstoff zu sparen. Vom Staat ausgehängte Plakate [14] bewarben Fahrgemeinschaften mit dem Slogan: »Wer ALLEIN fährt, fährt mit Hitler!«

Bauern erhöhten ihren Ertrag, obwohl sie weniger Arbeitskräfte und Gerät zur Verfügung hatten, und Normalbürger legten »Victory-Gärten« an, Mikrofarmen hinter dem Haus oder auf Brachflächen. Essen wurde rationiert [15], besonders Grundnahrungsmittel wie Zucker, Kaffee und Butter. 1942 rief der Staat mit einer »Teilt-das-Fleisch«-Kampagne dazu

auf, den wöchentlichen Fleischkonsum auf knapp über ein Kilo pro Erwachsenen zu beschränken. In England aß man [16] nur etwa die Hälfte davon. (Dieser kollektiv enger geschnallte [17] Gürtel führte übrigens sogar zu einer leichten Verbesserung der Gesundheit.) Im Juli 1942 produzierte Disney einen kurzen Trickfilm für das Landwirtschaftsministerium, der unter dem Titel »Essen bringt den Sieg« die Landwirtschaft zu einer Frage der nationalen Sicherheit erhob. Amerika hatte doppelt so viele Bauern wie die Achsenmächte Soldaten. »Ihre Waffen sind die Panzer [18] der Essensfront, die Landmaschinen: Bataillone von Mähdreschern, Regimenter von Traktoren, Divisionen von Maispflückern, Kartoffelgrabern und Sämaschinen, Kolonnen von Melkanlagen.«

Am Abend des 28. April 1942, fünf Monate nach Pearl Harbor, als die Amerikaner bereits voll in den Krieg in Europa eingestiegen waren, versammelten sich Millionen Amerikaner vor ihren Radios, um Präsident Roosevelts Kamingsgespräch zu lauschen, in dem er sie über den Kriegsverlauf informierte und von den kommenden Herausforderungen – auch für die Bürger selbst – sprach:

Es ist uns nicht allen vergönnt [19] , unsere Feinde in entfernten Winkeln der Welt zu bekämpfen. Es ist uns nicht allen vergönnt, in einer Munitionsfabrik oder auf einer Werft zu arbeiten, auf den Farmen, den Ölfeldern oder in den Minen, und die Waffen und Rohstoffe herzustellen, die unsere Truppen brauchen. Doch es gibt eine Front, an der alle Amerikaner – jeder Mann, jede Frau und jedes Kind – mitkämpfen können, und zwar während des gesamten Krieges. Diese Front verläuft hier bei uns zu Hause, in unserem Alltag, unseren täglichen Verrichtungen. Hier zu Hause ist es uns allen vergönnt, uns zu versagen, was immer nötig ist – nicht nur um unsere Männer an der Front zu versorgen, sondern auch, damit unsere Wirtschaft während des Krieges und danach stark bleibt. Dazu müssen wir freilich nicht nur auf Luxus verzichten, sondern auch auf viele kleinere

Annehmlichkeiten. Jeder loyale Amerikaner kennt seine Verantwortung ... Wie ich gestern dem Kongress gesagt habe, ist »Opfer« nicht ganz das rechte Wort, um diese Selbstversagung zu beschreiben. Wenn wir am Ende dieses großen Kampfes unsere freiheitliche Art zu leben gerettet haben, wird all das kein »Opfer« gewesen sein.

Es ist eine extreme Belastung, dem Staat vierundneunzig Prozent seines Einkommens überlassen zu müssen. Es ist eine echte Herausforderung, mit rationierten Grundnahrungsmitteln auszukommen. Es ist eine lästige Unannehmlichkeit, nicht schneller als fünfunddreißig Meilen pro Stunde fahren zu dürfen. Es nervt, abends das Licht auszulassen.

Obwohl so viele Amerikaner den Krieg als etwas erlebten, das »da drüben« stattfand, war ein bisschen im Dunkeln sitzen wohl nicht zu viel verlangt von Bürgern, die im Großen und Ganzen sicher »hier bei uns« waren. Wie würden wir über jemanden denken, der es inmitten eines großen Kampfs – nicht bloß um Millionen Leben, sondern um unsere »freiheitliche Lebensweise« – für ein zu großes Opfer hielte, sein Licht auszuknipsen?

Natürlich hätte der Krieg nicht *allein* dadurch gewonnen werden können, dass man das Licht ausließ – dafür waren sechzehn Millionen amerikanische Soldaten und Militärbedienstete, über vier Billionen Dollar [20] und die Truppen von mehr als einem Dutzend weiterer Länder nötig. Aber stellen wir uns vor, der Krieg hätte nicht *ohne* diese Hilfe gewonnen werden können. Stellen wir uns vor, damit keine Hakenkreuzflaggen in London, Moskau und Washington [21] wehten, sei es nötig gewesen, abends einen Schalter umzulegen. Stellen wir uns vor, man hätte die übrigen zehneinhalb Millionen Juden auf der Welt ohne diese paar Stunden Dunkelheit nicht retten können. Wie würden wir dann über die allabendliche Selbstversagung dieser Bürger denken?

Es wird kein »Opfer« gewesen sein.

Keine gute Story

Am 2. März 1955 stieg eine schwarze Amerikanerin in Montgomery, Alabama, in einen Bus und weigerte sich, ihren Platz einem Weißen zu überlassen. So gut wie jedes amerikanische Kind könnte diese Szene überzeugend nachspielen, genau wie es das erste Thanksgiving nachstellen, Teebeutel von einem Pappschiff werfen oder in einem selbst gebastelten Zylinder die Gettysburg Address aufsagen könnte – und wüsste, was all das bedeutet.

Wahrscheinlich glauben Sie, den Namen dieser ersten Frau zu kennen, die im Bus nicht hinten sitzen wollte, aber wahrscheinlich liegen Sie falsch. So ging es auch mir, bis mich kürzlich jemand aufklärte. Mit Zufall hat das allerdings nichts zu tun. In gewisser Hinsicht konnte die Bürgerrechtsbewegung nur dadurch triumphieren, dass man Claudette Colvin vergaß.

Die größte Gefahr für menschliches Leben [22] – die kombinierte Bedrohung aus immer heftigeren Superstürmen und ansteigendem Meeresspiegel, immer heftigeren Dürren und zunehmendem Wassermangel, immer größeren Totwasserzonen in den Ozeanen, massiver Verbreitung schädlicher Insekten und dem täglichen Verschwinden von Wäldern und Tierarten – ist für die meisten Leute keine gute Story. Sofern die Krise des Planeten uns überhaupt interessiert, dann als ein Krieg, der »da drüben« ausgefochten wird. Wir kennen die Dringlichkeit der Lage, wissen um die existenzielle Gefahr, doch obwohl wir wissen, dass da ein Krieg um unser Überleben tobt, geht er uns gefühlt

nichts an. Dieser Abstand zwischen Bewusstsein und Gefühl macht es oft selbst klugen, engagierten Leuten, die gerne etwas tun *wollen*, schwer, wirklich aktiv zu werden.

Wenn die Bomber direkt über einen hinwegdröhnen wie während des Kriegs in London, löscht man das Licht ganz automatisch. Fallen die Bomben vor der Küste, sieht das schon anders aus, obwohl die Gefahr letztlich genauso groß ist. Fallen sie jenseits eines Ozeans, kann es schwierig werden, überhaupt an das Bombardement zu glauben, auch wenn man davon weiß. Wenn wir abwarten, bis wir die Krise *spüren*, die wir merkwürdigerweise eine der »Umwelt« nennen, so als wäre die Zerstörung unseres Planeten nichts als Kontext, werden wir irgendwann ein Problem anpacken, dass sich längst nicht mehr lösen lässt.

Noch weiter »da drüben« wirkt die Krise, weil sie unsere Vorstellungskraft übersteigt. Über Ausmaß und Komplexität dieser Bedrohung nachzudenken, ist extrem anstrengend. Wir wissen, dass der Klimawandel [23] mit Luftverschmutzung zu tun hat, mit CO₂, mit der Meerestemperatur, dem Regenwald, den Polkappen ... Den meisten von uns dürfte es jedoch schwerfallen zu erklären, wie unser individuelles und kollektives Verhalten Wirbelstürme um fast fünfzig Stundenkilometer beschleunigt oder zu einem Polarwirbel [24] beiträgt, durch den es in Chicago kälter wird als in der Antarktis. Und es fällt uns schwer [25], nicht zu vergessen, wie sehr die Welt sich schon verändert hat: Wir staunen gar nicht mehr über den Vorschlag, Manhattan mit einer fünfzehn Kilometer langen Hochwasserschutzmauer zu umgeben, nehmen höhere Versicherungsbeiträge hin, und extreme Wetterphänomene – Waldbrände vor den Toren von Großstädten, alljährliche »Jahrhundertfluten«, Rekord-Todeszahlen bei Rekord-Hitzewellen – sind in unseren Augen einfach nur noch Wetter.

Die Geschichte von der Krise unseres Planeten ist schwierig zu erzählen, und obendrein ist sie nicht »gut«. Nicht bloß überzeugt sie uns nicht, sie

interessiert uns nicht einmal. Aufmerksamkeit fesseln und Veränderung bewirken, das ist das wichtigste Bestreben von Kunst und politischem Aktivismus. Das Thema Klimawandel schlägt sich in beiden Bereichen schlecht. Bezeichnenderweise nimmt das Schicksal unseres Planeten in der Literatur noch weniger Raum ein als im übrigen kulturellen Austausch, und das, obwohl die meisten Schriftsteller sich für besonders sensibel gegenüber den unterrepräsentierten Wahrheiten dieser Welt halten. Vielleicht liegt das daran, dass Schriftsteller außerdem besonders sensibel dafür sind, welche Geschichten »funktionieren«. Die Narrationen, die in unserer Kultur Bestand haben – Volksmärchen, religiöse Texte, Mythen, gewisse historische Berichte –, verfügen über abgeschlossene Handlungen, eindeutige Schurken und Helden, spektakuläre Action und eine klare Moral. Daher die Neigung, den Klimawandel – wenn überhaupt – als zukünftige Apokalypse darzustellen, statt als veränderbaren Prozess, und die Brennstoffindustrie als leibhaftiges Verderben, statt als einen von vielen Faktoren, die wir angehen müssen. Die Krise unseres Planeten ist so abstrakt und vielschichtig, verläuft so langsam, ermangelt so sehr symbolträchtigen Gestalten und Momenten, dass es unmöglich scheint, sie fesselnd und wahrhaftig zu beschreiben.

Claudette Colvin [\[26\]](#) war die erste Frau, die verhaftet wurde, weil sie in Montgomery ihren Platz im Bus nicht aufgeben wollte. Rosa Parks, deren Namen wir fast alle kennen, trat erst neun Monate später auf den Plan. Und als sie sich im Bus gegen die Rassentrennung wehrte, war sie keineswegs bloß eine erschöpfte Näherin, die nach einem langen Arbeitstag nach Hause wollte. Sie war eine gewiefte Bürgerrechtlerin (Schriftführerin ihres Ortsverbands der NAACP), hatte an Seminaren zu sozialer Gerechtigkeit teilgenommen, mit einflussreichen Anwälten zu Mittag gegessen und die Strategie der Bewegung mitgeplant. Parks war zweiundvierzig, verheiratet, kam aus gutem Hause. Colvin war fünfzehn,

schwanger von einem älteren, verheirateten Mann und stammte aus armen Verhältnissen. Führende Bürgerrechtler – auch Rosa Parks selbst – empfanden ihren Lebenslauf als zu gebrochen, ihren Charakter als zu labil für eine Heldin der entstehenden Bewegung. Sie hätte einfach nicht für eine ausreichend gute Story getaugt.

Hätte das Christentum sich derart ausgebreitet, wenn man Jesus nicht gekreuzigt, sondern in der Badewanne ertränkt hätte? Würden so viele Menschen Anne Franks Tagebuch lesen, wenn sie ein mittelalter Mann gewesen wäre, der sich hinter einem Kleiderschrank versteckte, statt eines bildhübschen Mädchens hinter einem Bücherregal? In welchem Ausmaß wurde die Geschichte von Lincolns Zylinder beeinflusst, von Gandhis Lendenschurz, Hitlers Schnurrbart, van Goghs Ohr, Martin Luthers Stimme und dem Umstand, dass kein Gebäude der Welt sich leichter zeichnen ließ als die Türme des World Trade Centers?

Rosa Parks' Story ist zugleich historische Episode und ein Märchen mit dem Zweck, Geschichte zu schreiben. Wie die symbolträchtigen Fotos [27] der Soldaten, die auf Iwojima die amerikanische Flagge hissen, des Paares in Robert Doisneaus *Le baiser de l'hôtel de ville* und des Milchmanns im zerbombten London war auch das Foto von Rosa Parks [28] im Bus gestellt. Der Mann auf der Bank hinter ihr ist kein wütender Verteidiger der Rassentrennung, sondern ein befreundeter Journalist. Und wie sie später einräumte [29], war die ganze Sache weniger simpel – weniger denkwürdig –, als dass eine erschöpfte Frau sich im Bus nach hinten setzen sollte. Doch weil sie die Macht von Geschichten kannte, gab Parks den Ereignissen eine möglichst ergreifende Form. Als Heldin ihrer Story war Parks mutig, als deren Co-Autorin war sie heldenhaft.

Geschichte wird im Nachhinein zu einer guten Story, und gute Storys werden zu Geschichte. Hinsichtlich des Schicksals unseres Planeten – und damit des Schicksals der Menschheit – ist das ein echtes Problem. Wie es der Meeresbiologe und Filmemacher Randy Olson [30] ausdrückte: »Klima

ist sehr wahrscheinlich das langweiligste Thema, das die Wissenschaft der Öffentlichkeit je hat näherbringen müssen.« Die meisten Versuche, von der Krise zu erzählen, sind entweder Science-Fiction oder werden als solche abgetan. Kaum eine Version der Geschichte vom Klimawandel ließe sich im Kindergarten nachspielen, keine würde die Eltern dort zu Tränen rühren. Es scheint ganz unmöglich, die Katastrophe aus dem »da drüben« unserer Köpfe ins »hier bei uns« unserer Herzen zu holen. In den Worten Amitav Ghoshes, in seinem Buch *Die große Verblendung*: »Die Klimakrise ist auch eine Krise der Kultur [31] und deshalb eine der Imagination.« Ich würde es Glaubenskrise nennen.

Besser Wissen vs. Besser Machen

Im Jahre 1942 machte sich der achtundzwanzigjährige katholische Widerstandskämpfer Jan Karski aus dem besetzten Polen nach London und schließlich Amerika auf, um der Welt von den Verbrechen der Deutschen zu berichten. Vor seiner Abreise holte er bei verschiedenen Untergrundgruppen Informationen und Augenzeugenberichte ein, um sie in den Westen zu tragen. In seinen Memoiren erzählt er von einem Treffen mit dem Anführer des Jüdischen Arbeiterbunds:

Der Bund-Führer kam schweigend auf mich zu [32] . Er packte mich derart heftig am Arm, dass es schmerzte. Erschrocken schaute ich ihm in die Augen und war sehr bewegt von dem tiefen, unerträglichen Schmerz, den ich darin wahrnahm.

»Sagen Sie der jüdischen Führung, dass dies hier keine Sache für Politik oder Taktik ist. Sagen Sie ihnen, dass die Erde erzittern und die Welt aufgerüttelt werden muss. Vielleicht wacht sie dann ja auf und beginnt zu erkennen und zu verstehen. Sagen Sie ihnen, dass sie die Kraft und den Mut finden müssen, Opfer zu erbringen, die kein Staatsmann je erbringen musste; Opfer, die so schmerzhaft sind wie das Schicksal meines sterbenden Volkes – und ebenso einzigartig. Das ist es, was sie nicht verstehen. Die Ziele und Methoden der Deutschen sind beispiellos in der Geschichte. Die Demokratien müssen darauf in einer Weise reagieren, die ebenso beispiellos ist – und mit außergewöhnlichen Methoden antworten. (...) Sie wollen von mir wissen, welches Vorgehen ich der jüdischen Führungsspitze empfehle. Sagen Sie ihnen, sie sollen alle wichtigen englischen und amerikanischen Behörden und Ämter aufsuchen. Sie sollen von dort erst

- [281] Eine weitere Unternehmung: »The Frozen Ark Project«, <https://www.frozenark.org>.
- [282] Noah war ein gerechter: Genesis 6,9, https://www.bibel-online.net/buch/elberfelder_1905/1_mose/6/#9.
- [283] Global gesehen sterben: Dokoupil, »Why Suicide Has Become an Epidemic«; Schein, »More People Die from Suicide«.
- [284] Ein zweiter Brief: Parisienne et al, »Gay Rights Lawyer«.
- [285] Drei Monate später: Scranton, »Raising My Child«.
- [286] Wie David Wallace Wells: Wallace-Wells, »Uninhabitable Earth«.
- [287] Er bezieht sich auf einen Aufsatz: Wynes und Nicholas, »Climate Mitigation Gap«.
- [288] In ihrem Buch *Die Macht sozialer Netzwerke*: Christiakis und Fowler, *Macht sozialer Netzwerke*.
- [289] Marsch auf Washington für Arbeit und Freiheit: Martin Luther King, Jr. Research and Education Institute, »March on Washington«.
- [290] »Ich kann meine Tochter«: Scranton, »Raising My Child«.
- [291] Vor ein paar Monaten hat ein Mann: Wilson, »His Body was Behind the Wheel«.
- [292] »Die Vögel sangen«: Pilon, »I Found a Dead Body«.
- [293] Als Stephen Hawking: Low, »Cambridge Declaration on Consciousness«.
- [294] Mehr als hundert Milliarden Menschen: Kaneda und Haub, »How Many People Have Ever Lived on Earth?«.
- [295] Während Armstrong: Safire, *Before the Fall*, 146.
- [296] »In Event of Moon Disaster«: Ein Scan der Notiz findet sich hier:

<https://www.archives.gov/files/presidential-libraries/events/centennials/nixon/images/exhibit/rn100-6-1-2.pdf>.

[297] Der Kurator João Ribas: Paglen, *Last Pictures Project*.

[298] In Flannery O'Connors Short Story: O'Connor, *Complete Stories*, 133.

[299] »Wenn das zutrifft«: Goodland/Anhang, »Livestock and Climate Change«, S. 11.

[300] Sie raten zu: Goodland/Anhang, »Response to »Livestock and Greenhouse Gas Emissions««, S. 2.

- [301] Die Kritiker ihrer Studie: Lehmkuhl, »Livestock and Climate«.
- [302] Rückzug aus dem Worldwatch Institute: Persönliche Website von Dr. Robert Goodland, Stand: 1. Februar 2019, <https://goodlandrobert.com>; Goodland, »Robert Goodland Obituary«.
- [303] 267 2012 für die *New York Times*: Goodland, »Meat Industry Pressure«.
- [304] »Die FAO berücksichtigt zwar«: Goodland/Anhang, »Livestock and Climate Change«.
- [305] Folgebericht: Goodland, »»Livestock and Climate Change«: Critical Comments and Responses«, S. 8.
- [306] ignoriere die FAO die Entwaldung: Goodland/Anhang, »Livestock and Climate Change«, S. 14.
- [307] Daten aus den Jahren 1964, 1982: Ebd.
- [308] »Atmungs-Emissionen«: Steinfeld/ Wassenaar, »Carbon and Nitrogen Cycles«.
- [309] »Heute atmen Dutzende Milliarden«: Goodland/Anhang, »Livestock and Climate Change«, S. 12.
- [310] verlorene CO₂-Absorption: Goodland/Anhang, »»Livestock and Climate Change«: Critical Comments and Responses«, S. 7.
- [311] »Der Markt für Tierprodukte«: Goodland/Anhang, »Livestock and Climate Change«, S. 13.
- [312] »Nachfrage per E-Mail«: Lehmkuhl, »Livestock and Climate«.
- [313] 2012 folgte Goodlands Artikel: Goodland, »Meat Industry Pressure«.
- [314] erklärtes Ziel: Ebd.

[315] Zusammenarbeit wenig überraschend: Steinfeld und Gerber, »Livestock Production«.

[316] Weltbank dazu auffordert: Goodland, »Meat Industry Pressure«.

[317] Und siehe da, 2013: Gerber et al., *Tackling Climate Change*.

[318] UN-Vollversammlung: Menschenrechtsrat, »Bericht des Sonderberichterstatters«.

[319] Laut der UNESCO-Autoren: Kanaly et al., »Meat Production«, S. 10.